



MARTIN MOSIMANN

Die Schwierigkeit mit dem Wissen

Überlegungen ausgehend
von Sokrates

SCHWABE VERLAG





Martin Mosimann

Die Schwierigkeit mit dem Wissen

Überlegungen ausgehend von Sokrates

Schwabe Verlag



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschliesslich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Abbildung Umschlag: Die Statue des Sokrates, Akademie von Athen; Foto: C messier; überarbeitet durch icona basel gmbH (CC BY-SA 4.0)

Korrekturat: Nina Sophie Weiss, Laufenburg

Cover: icona basel gmbh, Basel

Layout: icona basel gmbh, Basel

Satz: 3w+p, Rimpär

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Printausgabe 978-3-7965-4910-6

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4911-3

DOI 10.24894/978-3-7965-4911-3

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche.

Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch

www.schwabe.ch

Was kann ich wissen?
Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*

*Mine bøker har alltid vært motivert av håp.
Å skrive er å kartlegge og gi form til noe uforstått
med håp om til slutt å nå den klarheten man søker.*
Lars Fr. H. Svendsen, *Håpets filosofi*

Inhalt

Kapitel 1 – Ausgangslage: Wissen, Nichtwissen	9
Kapitel 2 – Formen des Wissens	25
Kapitel 3 – Verschleierungen und Selbstverhexungen	33
Kapitel 4 – Wissen im Alltag	55
Kapitel 5 – Wissen auf Zusehen hin gewinnen	63
Kapitel 6 – Existentielle Bedeutung von fehlendem Wissen...	73
Kapitel 7 – Scheinwissen, Nichtwissen, unmöglich erreichbares Wissen	83
Kapitel 8 – Ich weiss, dass ich nicht(s) weiss	93
Anmerkungen	99
Literatur	135

Kapitel 1 – Ausgangslage: Wissen, Nichtwissen

Fast jedermann kennt die dem griechischen Philosophen Sokrates zugeschriebene Aussage «Ich weiss, dass ich nicht weiss», jedenfalls in der später zugeschärfen Version «Ich weiss, dass ich nichts weiss», die Eingang in den allgemeinen Zitatenschatz gefunden hat.¹ Mit der in diesem Satz zu Tage tretenden, kritischen Einstellung gegenüber menschlichem Wissen scheint der Satz gewissermassen den Inbegriff einer philosophischen Aussage darzustellen.² Ohne dass man vielleicht im Einzelnen genau verstünde, wie er gemeint ist, scheint in der in ihm zum Ausdruck kommenden, reflexiven Haltung gegenüber alltäglichen Überzeugungen das Gestalt anzunehmen, was man gemeinhin unter Philosophie versteht. Im Alltag bezweifelt man, mit Ausnahme von Sinnestäuschungen, wie sie zuweilen vorkommen, ja gewöhnlich nicht, was man zu erkennen und zu wissen meint (was immer man dann unter «erkennen» und «wissen» versteht). *Philosophie* – im Rahmen jener elenden unehrlichen Überhöhung, die man ihr als angeblicher (wie man gönnerhaft sagt) «Liebe zur Weisheit» zubilligt³ – mag sich dann aber ergeben, dass solche im Alltag nie infrage gestellten Überzeugungen bei sorgfältiger Betrachtung in Wirklichkeit fragwürdig sein könnten. Und obwohl man im Alltag immer weiter darauf vertraut, dass man einen richtigen Zugang zur Welt und zum Wissen über sie habe, mag man anerkennen, dass sich in Studierstuben, weit ab von der «Wirklichkeit», in der man lebt, Menschen tiefere Gedanken dazu machen, was ein solches Wissen wert sei.

Zusätzlich mag man dann noch irgendwie zu wissen meinen, dass Sokrates mit seiner berühmten Aussage nicht nur irgendwie die Grenzen des menschlichen Wissens thematisiert, sondern gar behauptet, in der von ihm vorgetragenen Einsicht bestehe gerade paradoxerweise die grösstmögliche (menschliche) Weisheit. (Das ist es ja in der Tat, was aus den Nachforschungen Sokrates' hervorzugehen scheint.⁴) Freilich lässt man im Alltag einen solchen Widerspruch gewissermassen einfach stehen, statt sich mit der Frage auseinanderzusetzen, was aus ihm hervorgehe. (Wenn man das täte, müsste man ja seinem Alltag mit dem grössten Misstrauen begegnen; und umgekehrt scheint das, was man im Alltag erlebt, den philosophischen Satz ja durchwegs Lügen zu strafen.)

Diesen Gedanken nachzugehen ist deswegen von Bedeutung, weil in ihnen jene eigenartige Spaltung zwischen dem Alltagsverständnis und dem Zugeständnis, dass es so etwas wie Philosophie gibt, welche den Alltag prägt, Gestalt annimmt. Solange man nicht im Alltag mit Zweifeln und Kritik belangt wird, mag

man es gelten lassen, dass sich Philosophen und Philosophinnen «tiefer» mit gewissen Aspekten des Lebens auseinandersetzen – das sollen sie tun, und es mag auch recht interessant sein, was sie dann herausfinden, aber die Alltagsvorstellungen lässt man sich dann dennoch nicht nehmen; und die spätestens seit dem Abgang der Scholastik etablierte Diskreditierung der Philosophie als Haarspalterei trägt dann das Ihre dazu bei, dass man Erkenntnisse, zu welchen sie gelangen mag, nicht wirklich ernst nimmt.⁵

Dazu tritt, dass das, was man ohne weiteres Nachdenken als Gehalt der Aussage hält, gelten lassen kann, solange es nur einen allgemeinen (und damit unbestimmten) Charakter hat. So wie viele Menschen, ohne zu zögern, allenfalls die Meinung äussern können, dass es den modernen Menschen «viel zu gut» gehe (ohne dass sie dann aber im Konkreten irgendwelche Abstriche an ihren Ansprüchen machen würden) oder dass der Mensch im Grunde ein «Egoist» sei (immer mit der Einschränkung, dass das für sie und etwa ihre Partner und Eltern oder Angehörige ihrer Gruppe nicht gelte bzw. sie es umgekehrt als selbstverständlich entgegennehmen, dass sich ihre Bezugspersonen, etwa Mütter und Ehefrauen, ihnen gegenüber gütig erweisen), sind sie durchaus auch bereit einzugehen, dass das Wissen des Menschen fragwürdig sei und dass man «nicht *alles* wissen» könne. Auch davon nimmt man aber wie selbstverständlich das eigene Wissen, das Wissen etwa der Partei, der man angehört, oder – wie das zur Zeit der Corona-Pandemie der Fall war – das Wissen jener «Experten» aus, welche sich anmassen, im Namen der «Wissenschaft» zu sprechen. Eine Brücke zwischen der angeblich tiefen Einsicht in die Hinfälligkeit des menschlichen Wissens auf der einen Seite, und der Tatsache auf der anderen Seite, dass man in seinem Lebensbereich doch immer von unhinterfragbarem Wissen ausgeht, schlägt man nicht. So wäre es durchaus möglich, dass ein Politiker etwa anlässlich einer kulturellen Veranstaltung, zum Beispiel anlässlich der Verleihung eines Preises an einen Schriftsteller, salbungsvoll davon schwafelt, dass der Schriftsteller in schonungsloser Weise die Grenzen der menschlichen Erkenntnis geissele etc.; wenn es dann aber darum geht, eine Massnahme zu treffen, die in das Leben von Millionen von Menschen eingreift, das, was er «anordnet», ohne Zögern und Bedenken als zweifelsfrei geboten darstellt. Verlangt wäre ja, wenn das eine gälte, dass man dann auf der anderen Seite an seinen Überzeugungen tatsächlich zweifelte, statt sie etwa als «alternativlos» darzustellen.

Im Falle der berühmten Aussage Sokrates' kann der Alltagsverstand am Ende dann erst noch – oft zusätzlich – geltend machen, dass sie sich ja sowieso «widerspreche»; und diese Erkenntnis mag dann auch gleich wieder darein münden, dass man sich herausnimmt, philosophische Erkenntnisse am Ende doch abzuwerten. Wenn jemand behauptete, nichts zu wissen, so könne er doch – so der banale Schluss – nicht gleichzeitig behaupten, dass er doch *etwas* wisse: eben, dass man nicht(s) wisse. So scheint zum Schluss alles beim Alten zu bleiben: Man kann, so scheint es, dann wenn man feierlich oder etwa religiös oder «tief»

aufgelegt ist – oder jemanden diskreditieren will –, auf die Fragwürdigkeit allen menschlichen Wissens hinweisen, im eigenen Lebensbereich oder dann, wenn man seine Interessen durchsetzen will, aber bedenkenlos das Gegenteil vertreten. So wird jedoch Philosophie (wie früher die Theologie, etwa in Form des Nächstenliebegebots) einerseits auf einen Gegenstand von Sonntagsreden reduziert, andererseits (und das ist ja das durch und durch Fragwürdige dieses Sachverhalts) können ihre Ergebnisse nicht als Erkenntnisse wirksam werden. Genau das aber wäre wirklich von Bedeutung, weil sie allenfalls eben doch zu Einsichten gelangt, welche sich in den Alltag einspeisen müssten. Auch hier wieder mag in Sonntagsreden oder Sonntagsfeuilletons (oder unterdessen auch im Rahmen eines sich offen gebenden Managergehabs) in schönen Worten beteuert werden, dass Philosophie (freilich ganz praxisfern) eine wichtige Orientierungshilfe und Hilfe dabei, Dinge einzuordnen, geben könne.⁶ Die Pointe dabei ist aber, *dass das wirklich stimmt* – eine solche Einsicht könnte indessen nur wirksam werden, wenn Sonntagsreden und Sonntagsfeuilletons in ihrer Folgenlosigkeit und ihrem Schönreden ein Ende finden würden und die Philosophie tatsächlich ernst genommen würde.⁷

Vor dem Hintergrund solcher banalen Haltungen sowohl gegenüber der Philosophie als Ganzer wie auch gegenüber einer zum Allgemeingut gewordenen philosophischen Aussage ist es angezeigt, zunächst erstens genau zu bestimmen, was diese wohl wirklich zum Ausdruck bringen will – bzw. in welcher Weise sie als sinnvoll erscheinen mag – , und sich dann zweitens vor Augen zu führen, in was für ungerechtfertigte Interpretationen sie hineinführen mag, wenn man sich nicht die Mühe nimmt, sie zu ergründen.

Zunächst findet man Folgendes: Im Satz *Ich weiss, dass ich nicht(s) weiss* ist in Wirklichkeit von zwei Bereichen bzw. Gegenstandsbereichen von Wissen die Rede. Der erste Bereich besteht in einem Wissen von Gegenständen des Wissens; also von dem Bereich, den man gemeinhin im Auge hat, wenn man von Wissen redet. Im Alltagsverständnis wird ohne weitere Diskussion vorausgesetzt, dass man ein solches Wissen gewinnen kann, und das scheint ja auch in weiten Bereichen der Fall zu sein.⁸ Sokrates' Satz bezieht sich nun aber noch auf einen zweiten Bereich von Wissen: nicht auf das Wissen in Bezug auf Gegenstände, sondern auf das Wissen in Bezug auf dieses Wissen bzw. den Wert oder die Bewertung der Gültigkeit dieses Wissens. Diese Frage scheint einen abstrakten und abgehobenen Charakter zu haben, ist aber, recht besehen, nicht so weit vom Alltagsverständnis entfernt, wie man meinen mag. Wenn jemand erzählt, mitten durch Moskau sei ein Seil gespannt,⁹ stellt man sich sofort die Frage, ob das wahr sein könne bzw. genauer: woher der, der das erzählt, das wisse. Sokrates geht nun einfach noch einen Schritt weiter. Er prüft nicht, ob eine bestimmte Quelle in Bezug auf eine bestimmte Aussage Vertrauen verdient oder eine bestimmte Aussage Geltung hat, sondern was von menschlichem Wissen *an sich* zu halten ist,

ganz losgelöst von einzelnen Quellen oder Sachverhalten. Und da kommt er nun zum – grundsätzlichen und eben philosophischen – Ergebnis, dass man in Bezug auf das, was einem als Wissen erscheint, zugestehen müsse, dass es nicht wirklich bestehe.¹⁰ Bei einem solchen Wissen handelt es sich um ein anderes Wissen als bei jenem Wissen, das sich auf Gegenstände des Wissens bezieht: Es besteht vielmehr in einem Wissen *über* Wissen bzw. einem Wissen in Bezug auf die epistemologische Situation, in der man sich als Mensch befindet. Einfacher gesagt, bezieht es sich nicht auf Gegenstände, sondern auf die Ergründung der Möglichkeit menschlichen Wissensgewinns an sich. Die Aussage *Ich weiss, dass ich nicht(s) weiss* macht sich also nicht eines Widerspruchs schuldig, sondern unterscheidet in Tat und Wahrheit zwei Gegenstandsbereiche des Wissens. So verstanden sagt sie aus, aus, dass man im Rahmen des einen Gegenstandsbereiches (Wissen über Wissen) zum Ergebnis kommen müsse, dass Bemühungen im Gegenstandsbereich des Wissens von Gegenständen diese nicht wirklich erreichten, auch wenn man meinen mag, dass man in Bezug auf sie Wissen gewinnen könne. Und seine *Weisheit* bestehe dann darin – so gibt uns Sokrates zu bedenken –, dass er, im Gegensatz zu anderen Menschen, die Grenzen seines Erkennenkönnens erkennen kann.¹¹ (Dazu gehört dann zweitens – dieser Gedanke wird nicht so sehr explizit ausgeführt als mitgedacht, ist aber ebenfalls bedeutungsvoll –, dass er diese Erkenntnis anerkennen kann; statt sich etwa an ihr vorbeizumogeln, wie dies die Menschen im Alltag tun.)

Auf der Stelle erheben sich dann aber die folgenden Fragen. Wie kann ich eigentlich sicher wissen, dass ich (auf der Gegenstandsebene) nicht(s) wissen kann? Und, damit in Zusammenhang stehend: Lehrt mich die Erfahrung, im Gegenstandsbereich allenfalls (doch) etwas wissen zu können, indem ich zum Beispiel im Alltag ein Erfolgserlebnis habe, nicht, dass die kategorische Aussage (auf der Verfahrensebene), nicht zutrifft, mit dem Ergebnis, dass ich zum Schluss kommen muss, dass es allenfalls doch etwas wie Wissen geben kann. (Einen solchen Schluss zieht ja der Alltagsverstand: Er mag zugeben, dass es Dinge gebe, die er nicht weiss, will dann aber daraus nicht den Schluss ziehen, dass man überhaupt nichts wisse. Aus der empirischen Erfahrung, dass man Wissen gewinnen zu können scheint, scheint gewissermassen von hinten her abzuleiten sein, dass die allgemeine Aussage über das Wissenkönnen eingeschränkt werden muss bzw. dass die sokratische Vorstellung voreilig ist und als Ganzes in eine philosophische Verallgemeinerung mündet, die nicht haltbar ist.)

Zur ersten Frage: In einem schwachen Sinne gehört es natürlich auch zum Alltagserlebnis, dass man in gewissen Situationen zu wissen meinen mag, dann aber davon überzeugt werden kann, dass das, was einem als Wissen erschienen ist, nicht mit der vorgefundenen Wirklichkeit übereingestimmt hat. Man mag zunächst immer erleben können, dass man sich *irrt*. Man mag etwas für richtig erachten – weitere Nachforschungen, Korrekturen durch andere Menschen oder das, was man in der empirischen Welt vorfindet, überzeugen einen dann aber

allenfalls davon, dass nicht zutrifft, was man für zutreffend gehalten hat. Das führt dann zur Einsicht, dass Irren menschlich sei und der Mensch irre, solange er strebe (oder jedenfalls in irgendeiner Weise etwas zu erkennen versucht¹²). Das ist aber zum einen eine banale Einsicht, so tief sinnig sie auch daher kommen mag, und berechtigt einen zum anderen zudem noch lange nicht zur Behauptung, der Mensch könne überhaupt nicht(s) wissen, sondern eben nur zu der, dass er hinsichtlich seines Wissens *manchmal* nicht *sicher* sein kann. Auch wenn der Mensch hin und wieder irren mag, folgt daraus ja nicht, dass er immer *irrt*, sondern sich *irren kann*. Dass er sich zuweilen irrt, stellt gewiss keine erwähnenswerte Tatsache dar. Vor allem aber ist in ihr immer die Vorstellung eingeschlossen, dass er korrigiert werden kann – der Begriff des Irrtums hat ja nur dann einen Sinn, wenn gleichzeitig vorausgesetzt werden kann, dass (irrig) Aussagen zurechtgerückt und so korrigiert werden können; dass es mit anderen Worten also einen an sich bestehenden festen Bezugspunkt gebe, an dem die Berechtigung einer Aussage gemessen werden kann. Bedeutungsvoll ist eine solche Einsicht höchstens in der Hinsicht, dass sich der Mensch, wenn er Anordnungen oder Behauptungen im Grossen vorbringt, immer darüber Rechenschaft geben muss, dass auch unberechtigt sein könnte, was er gewiss zu wissen meint. Die Folge der Einsicht, dass er sich irren kann, bestünde dann aber selbstverständlich nicht darin, dass er nichts mehr unternehmen und denken solle, weil er nicht gewiss sein kann, nicht einem Irrtum zu unterliegen, sondern dass er immer in Rechnung stellen muss, allenfalls doch in die Irre zu gehen, und nach Möglichkeit eine Form von sicherem oder zumindest sichererem Wissen anstreben müsste; etwa, bevor er handelte. Eine solche Einsicht würde ihn dann darauf verpflichten, erstens nie zu meinen, dass gewiss sei, was er für richtig hält, und zweitens alle Anzeichen, die darauf hindeuten, dass er sich entgegen seiner Überzeugung doch irren könnte, zu beachten (und als Folge dieser Einsicht nicht so zu handeln, dass er sich nicht mehr korrigieren könnte, wenn er später eines Irrtums gewahr werden würde; wie er es zum Beispiel im Zusammenhang mit der Vollstreckung von Todesstrafen tut).¹³

Die Behauptung, dass man nicht oder gar nichts wisse, geht freilich in mehr als einer Hinsicht viel weiter und mündet in eine ernstzunehmende epistemologische Aussage, die, wenn sie gelten würde, die grössten Konsequenzen hätte. Sie stellt menschliches Wissen *grundsätzlich* infrage; eben, indem sie bestreitet, dass es überhaupt menschliches Wissen gebe (und die Folge einer solchen Erkenntnis wäre dann, dass auch alles (gerechtfertigte) Handeln des Menschen, insofern es ja immer auf für wahr gehaltenes Wissen bezogen ist, fragwürdig würde). Freilich muss man sich, wenn man einer solchen Allaussage (nach der es also angeblich überhaupt kein menschliches Wissen gebe) gegenübersteht, darüber Rechenschaft geben, dass Allaussagen (wie schön gesetzte, dichterische Worte) allgemein eine verführerische Kraft innewohnt; sodass man sie erstaunlicherweise eher gelten lässt als (beschränkte) Einzelaussagen. Obwohl ausgerechnet sie ja